



EINWEIHUNG DES STUDENTENHAUSES

ANSPRACHEN
gehalten am 21. Februar 1953
beim Akademischen Festakt



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

INHALT

	Seite
Einleitung: Prorektor Professor Dr. Boris R a j e w s k y	7
Ansprachen von	
Architekt Otto A p e l	11
Magnifizenz Professor Dr. phil. Max H o r k h e i m e r	11
Oberbürgermeister Dr. h. c. Walter K o l b	18
Ministerpräsident Georg August Z i n n	20
Bundespräsident Professor Dr. Theodor H e u s s	22
U.S.-Hochkommissar James Bryant C o n a n t	27
Stud. rer. pol. Günther G r u p p e	28

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck: Otto Lembeck, Frankfurt am Main und Butzbach

Printed in Germany 1953

nen mußten, nahm viel Zeit in Anspruch und verursachte zusätzliche Kosten, die infolge der in der Zwischenzeit erfolgten Preissteigerungen beträchtlich waren. Schließlich wurden auch diese recht schwierigen, mit vielen Besprechungen und heißen Diskussionen verbundenen Fragen gelöst und die Firma Philipp Holzmann mit der Ausführung des Baues unter der Leitung der Architekten Apel — Letocha — Rohrer — Herdt beauftragt.

Am 25. Mai 1951 erfolgte in Anwesenheit von Mr. and Mrs. McCloy, Landeskommissar Dr. Newman, Resident-Officer Dr. Harold P. Radigan, Mr. Stone, Mr. Whitman, Ministerialdirektor Viehweg, Regierungspräsident Noelle, Bürgermeister Dr. Leiske, Stadtrat Dr. vom Rath, Magnifizienz Benninghoff, Marburg, und anderen die feierliche Grundsteinlegung des neuen Studentenhauses. Dabei wurde eine Gründungsurkunde in einen Sockel der Mauer eingemauert.

Bereits am 29. 10. 1951 wurde in Anwesenheit von Mrs. McCloy das Richtfest gefeiert. Nach Fertigstellung des Rohbaues wurde mit den Installationen und dem Innenausbau begonnen. Das Haus wurde überdacht und verglast. Jedoch kam der Bau ins Stocken, da die vorhandenen Mittel zur Neige gingen. In diesem Stadium der Errichtung übernahm Herr Professor Horkheimer das Rektorat. Das Studentenhausprojekt fand in ihm einen Förderer, dessen Hingabe und Energie alle Schwierigkeiten bei der Weiterführung und Vollendung des Baues überwand.

Der größere Teil der Mittel war noch aufzubringen, zahlreiche Fragen der endgültigen Gestaltung der Inneneinrichtung des Hauses mußten entschieden und die Ausführung der getroffenen Entscheidungen überwacht werden: also eine große, von manchem Zweifler als unlösbar hingestellte Aufgabe und eine Unmenge mühsamer, zeitraubender Kleinarbeit fand der neue Rektor vor.

Das Frankfurter Studentenhaus ist nunmehr eine Tatsache. Wir alle sehen, wie leuchtend und überzeugend diese Errungenschaft unserer Universität ist. Für die endgültige Verwirklichung unserer Pläne und unserer Hoffnungen dankt die ganze Universität Magnifizienz Horkheimer aufs herzlichste.

Nachdem nunmehr unser Studentenhaus in so schöner äußerer Form geschaffen ist, ergibt sich für die Universität eine weitere, verantwortungsvolle Aufgabe: dem neuen Haus lebendigen Inhalt zu geben.

ARCHITEKT APEL

Es war für unsere Architektengemeinschaft eine besondere Freude und Anerkennung, daß wir auf Grund eines vor eineinhalb Jahren gewonnenen Wettbewerbs den Auftrag für die Planung und Durchführung dieses Studentenheims übertragen bekamen. Wir haben versucht, für die vielen jungen Menschen, die hier leben, moderne, helle Verwaltungsräume, angenehme Unterhaltungsräume und gemütliche Wohnräume zu schaffen; sie sollen hier ein neues Heim, ein neues Zuhause finden. Wir haben den Wunsch, daß diese lichten, farbenfrohen Räume sich auch auf das Leben der jungen Studenten auswirken möchten.

Hiermit übergebe ich Ihnen, Magnifizienz, die Schlüssel zu diesem Gebäude.

PROFESSOR DR. HORKHEIMER

Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Ich danke Ihnen, lieber Herr Apel. Sie werden zuweilen schwere Stunden erlebt haben. Ich übernehme das Studentenhaus in die Obhut der Universität und hoffe, daß diese Schlüssel unseren Studenten die Türen zu glücklichen Zeiten öffnen mögen.

Daß mir die hohe Ehre und das Glück zuteil wird, Sie heute in unserem neuen Studentenhaus zu begrüßen, erscheint mir nicht nur wie die Verwirklichung eines Traums, sondern eben damit wie ein Versprechen, daß noch ein weit kühnerer in Erfüllung geht. Als ich vor drei Jahren hier ankam, spiegelte der Platz, auf dem wir uns hier befinden, mit einzelnen dürftig angelegten Gärtchen und öden Teilstrecken gegenüber dem zerbombten Hauptgebäude der Universität das Elend des Kriegs und die Not des Nachkriegs wieder. Mit der Instandsetzung des Hauptgebäudes war begonnen worden. Die Vorstellung jedoch, daß über die baren Erfordernisse der Ausbildung hinaus der Grund dafür gelegt werden sollte, die Studienjahre für unsere Studenten durch ein Haus wie dieses zu verschönen, ihnen eine Zeit relativer Geborgenheit, gemeinsamen Daseins und der Entfaltung produktiver Phantasie zu ermöglichen, schien ganz unrealistisch. Es ist der unbeugsamen Liebe meines Vorgängers, des jetzigen Prorektors Rajewsky, zu dieser Universität, und seinem Glauben an ihre besondere

turelle Mission zuzuschreiben, daß er trotz alledem den großen Plan gefaßt und für ihn geworben hat. Von Beginn an traf er auf das lebendige Interesse, des damaligen amerikanischen Hohen Kommissars sowie auf das unbeschreibliche Verständnis und die Hilfe von Frau McCloy. Was dieses Paar für unsere Universität und darüber hinaus für die geistige Entwicklung der jungen Generation in Deutschland getan hat, wird ihm nicht vergessen werden, und Ihr Kommen, lieber Dr. Conant, so rasch nach Ihrer Ankunft, empfindet unsere Universität, die viele freundschaftliche Beziehungen mit Harvard verknüpfen, als eine Art Unterpand, daß diese Freundschaft in Ihnen sich fortsetzt.

Der Eingeweihte weiß, wie nach dem ersten Angebot von HICOG der damalige Hessische Ministerpräsident Stock und sein Staatssekretär Bach, zusammen mit der Stadt Frankfurt, die auch den teuren Bauplatz erwarb, in wenigen Tagen es dahin brachten, daß noch einmal der gleiche Anteil zur Verfügung stand wie der, den Herr McCloy gespendet hatte, und der auf die Empfehlung Shepard Stones und unseres Freundes George Selke später noch verdoppelt wurde. Es ist den deutschen Behörden wahrlich nicht leicht gefallen. Der Eingeweihte wird sich ferner noch erinnern, wie dann der rasch geplante Rohbau dastand und das Geld verbraucht war, und wie die Gefahr auftauchte, als wolle zu den alten Ruinen der Stadt Frankfurt eine neue sich gesellen, die nicht von Bomben und Granaten, sondern eher von vertrauensvollem Planen zeugte. Wir danken es der neuen Hessischen Regierung und ihrer kraftvollen Hilfe für diese ihre größte Universität, wir danken es den leitenden Männern und Gremien der Stadt Frankfurt, aus deren Initiative unsere Anstalt hervorgegangen ist, und auf deren unwandelbare Freundschaft wir stolz sind, daß sie die fehlenden zwei Millionen, deren es zum Ausbau bedurfte, gestiftet haben, und daß das Haus schließlich doch keine Ruine geblieben ist. Als fertig freilich sehen wir es nicht an. Wir hoffen, daß bald der fehlende Flügel gebaut werden kann, daß studentische Wohnpavillons, kleinere Gemeinschaftshäuser, und endlich die große Mensa den Platz zwischen dem jetzt vollendeten Teil und der Bockenheimer Warte einnehmen.

Wie sehr wir Ihnen, meine Herren Minister, verehrter Herr Oberbürgermeister und Ihren Mitarbeitern sowie den Vertretern des amerikanischen Volkes zu Dank verpflichtet sind, im Grunde haben Sie mit diesem Studentenhaus doch Ihrer eigensten Sache geholfen: der Erziehung einer akade-

mischen Jugend, die sich nicht bloß wissenschaftliche Verfahrensweisen aneignet, sondern die zugleich den Umgang mit Menschen anderer Nationen, Religionen und Rassen, freiwillige Hingabe an soziale, künstlerische, sportliche Tätigkeiten, Liebe zum Denken und Forschen, zum Diskutieren, zur kreativen Muße, kurz die den Geist der realen und tätigen Demokratie praktiziert. Demokratie scheint mir ja nicht primär in einer bestimmten Struktur und Abwicklungsform von Staatsgeschäften zu bestehen, sondern in einer inneren menschlichen Verfassung, der Ungezwungenheit im Verkehr mit sich und anderen, der Freude an persönlicher Unabhängigkeit und Selbstbehauptung.

Der Philosoph, dessen Todestag sich gerade heute, am 21. Februar, wieder jährt, Spinoza, der unbeirrbar Theoretiker der politischen Freiheit, hat geschrieben, daß das Wesen und die Macht des Menschen im Denken bestehe, und Denken bedeutet bei ihm nicht etwas bloß Spirituelles, sondern das Zusammenspiel aller lebendigen Kräfte der Seele. Aber dieses Wesen des Menschen, wie sehr es jedem Individuum im Innersten zu eigen sein mag, ist doch nicht bei jedem aktuell — im Gegenteil, die meisten vermögen ihm nicht zum Dasein zu verhelfen. Das Glück des unabhängigen Denkens und das Bedürfnis nach Freiheit, das aus ihm folgt, ja mit ihm identisch ist, muß gelernt und erfahren sein; es bedarf der Übung und der Gelegenheit, des Beispiels und des Umgangs. Sonst bleibt das Wesen kraftlos und abgespalten, anstatt sich durchzusetzen.

Wie unendlich klein auch das Ausmaß dieses Hauses im Hinblick auf so hochgesteckte Ziele erscheint, die Wirkung dieser Zelle wird sich aufs Ganze der Universität und weiterhin erstrecken, es wird ihr Zentrum werden. Gewiß, die Zimmer, die für Studentenwohnungen bestimmt sind, können nicht viel mehr als 125 Studenten aufnehmen; aber sie gewähren wenigstens dieser Anzahl für eines oder mehrere Semester die Gelegenheit zum ruhigen, dem leidigen Budenleben entrückten, von Bahn und Straßenbahn undurchbrochenen Studium. Und sie scheinen darüber hinaus zu verkünden, daß eigentlich jede ernste Studentin, jeder rechtschaffene Student eine solche Studienzeit verdient. Wir weigern uns, im Schicksal des Werkstudenten — und die meisten ertragen es —, der eine ihm fremde und oft verhaßte Arbeit leisten muß, um zu dem zu gelangen, was ihm etwas bedeutet, eine Art Stahlbad zu erblicken. Wir wissen, daß das Dasein des Werkstudenten nicht selten widerwärtig ist, und auch daß seine

ademischen Leistungen und, was mehr gilt, seine geistige und menschliche Entwicklung darunter leidet. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des traditionellen Studententums, nämlich die Unabhängigkeit eines selbständigen Mittelstandes, sind seit dem ersten Weltkrieg zergangen, und wenn die heutige Gesellschaft vor der krassesten Barbarei sich bewahren will, muß sie dem befähigten jungen Menschen gegenüber etwas von dem leisten, was früher einmal die Eltern leisten konnten. In stärkerem Maß als früher muß die Universität für solches eintreten, wofür früher die Familie sorgte. So sollen etwa Studenten, die vor Prüfungen stehen, ein oder zwei Semester ruhig und ohne Sorgen im Studentenhaus wohnen und aufatmen können — und das ist wichtiger für ihre Bildung als die schönsten Pläne zum Studium Generale. Da auch Gelegenheit gegeben ist, mit ausländischen Kommilitonen, für die stets eine Anzahl Räume vorgesehen sind, in Berührung zu kommen, wird diese Zeit für die älteren, aber auch die jüngeren Semester eine Art des Umgangs zur ungezwungenen Gewohnheit machen, der zu aller Bildung mit hinzugehört.

Wenn der Umstand, daß dies auf unserem Campus sich begibt und erst ein Anfang ist, für sich selbst schon seine Strahlkraft haben wird, so gehört das Studentenhaus ja nicht allein denen, die darin wohnen, sondern der gesamten Studentenschaft. Die breiten Wandelgänge, die von den Kirchen ausgestattete, allen Konfessionen zur Verfügung stehende Kapelle, die Klubräume, die Tagesräume für Studentinnen, die Kochgelegenheiten, die Raumnischen, Speise- und Festsaal, all dies wird unseren Studenten, einheimische und Flüchtlinge, deutsche und ausländische, zusammenführen. Und da werden die Stereotype und Vorurteile, die den Ansatz für Demagogie abgeben, so rasch dahinschwinden wie das Bedürfnis nach Absonderung durch äußere Abzeichen. In der Hingabe an gemeinschaftliche Arbeiten, sei es im Ringen um ein Problem in der Diskussion, sei es beim studentischen Theater oder im Filmstudio oder der Studentenzeitung, sei es beim sportlichen Spiel, werden die deutschen Vorstellungen von der zivilisatorischen Glätte und dem Rationalismus des Franzosen, von der steifen Nüchternheit des Engländer, dem angeblichen Materialismus des Amerikaners, angesichts der konkreten Individuen ebenso verschwinden wie die ausländischen Freunde erfahren werden, daß die deutschen Studenten nicht der aus Alt-Heidelberg und Werwolf gemischten Karikatur entsprechen, die noch mancherorts für wahr gehalten wird.

Die ernste Aufgeschlossenheit gegenüber den Studenten anderer Länder kann dazu beitragen, daß der nationale Provinzialismus, der keineswegs bloß eine deutsche Eigenschaft ist, überwunden wird. Es handelt sich dabei nicht darum, Unterschiede zu verkennen und durch abstrakte Parolen zuzudecken, sondern sie zu begreifen und zu einer Anschauung des Ganzen zu gelangen durch Identifikation mit dem anderen wie durch jene Kritik an ihm, die getragen wird von der Wahrheit und der Solidarität.

Und wenn dieses Haus, sowohl die, die darin wohnen, als auch die, die sich bloß ein paar Stunden am Tage darin aufhalten, sowohl Studentinnen wie Studenten, Studenten wie Dozenten, Deutsche wie Ausländer, als Gleichberechtigte in der Universitas Literarum willkommen heißt, wenn es in nichts den Begriffen der Kaste und der Hierarchie zu willen ist, so werden alle, die hier aus- und eingehen, auch ihre künftigen Berufe nicht als ein gesellschaftliches Vorrecht ansehen. Unsere Studenten werden die Tatsache, daß sie hier sein können und sich mit geistigen Dingen beschäftigen, nicht als Privileg erfahren, sondern als Glück und als Verantwortung, die sie allen denen gegenüber tragen, die es schwerer haben als sie selbst. Wer heute noch atmen kann, wer nicht dem Druck der Not oder gar dem Terror hitlerschen oder stalinschen Schlags erliegt, darf sich darum in keiner seiner Regungen für besser halten als die anderen, sondern verdient jene Möglichkeit überhaupt nur, wenn er bis ins Innerste mit den Opfern sich identifiziert und alles anstrengt, damit die nach so vielen Leiden errungene Freiheit erhalten bleibt.

Zu dem erbarmungslosen und zähen Willen der Totalitären, deren Schattierungen sich längst bis zur Ununterscheidbarkeit einander angeglichen haben, tritt als Bedrohung des Menschlichen noch der Druck der technisierten Gesellschaft, dem heute jeder in seiner beruflichen Existenz ohnehin ausgesetzt ist. Um solcher Bedrohung nach innen und außen zu begegnen, bedarf es einer hohen Kraft des Widerstandes, einer sicheren Immunität gegen Zeittendenzen, es bedarf eines an der Wahrheit geschulten Ernstes, vor dem solche Vorstellungen wie die vom Akademiker als einem höheren Wesen schlechterdings sich auflösen. Wenn der Akademiker heute eine gesellschaftliche Sonderstellung einnimmt, so ergibt sie sich daraus, daß er an der Wahrheit Geschmack gefunden hat, und daß er deshalb womöglich unversöhnlicher der geistigen und leiblichen Versklavung

übersteht, wo immer sie stattfindet; daß er gegen Lüge, Unrecht, Willkür womöglich noch sensibler ist als andere. Diese Eigenart zu fördern gehört zur Erziehungsaufgabe der Universität, und ihr dient auch das neue Studentenhaus.

Gemeinschaft soll in ihm sich anbahnen, aber nicht Gemeinschaft um der Gemeinschaft, Freundschaft um der Freundschaft, Treue um der Treue willen, wie wir es zuweilen von gutgläubigen Vertretern mancher Bünde und Vereinigungen hören. Wir halten auch nicht viel von den modernen Zusammenkünften, die heute so häufig sind, in denen junge Menschen verschiedener Provenienz sich für ein paar Tage in einem Ort versammeln, um sogenannten Kontakt herzustellen, und wo Gemeinschaft meist darin besteht, daß von Gemeinschaft geredet wird. Leicht verpuffen dergleichen Anlässe. Doch meine ich nicht etwa, daß Beziehungen zwischen Menschen nur dann einen Sinn hätten, wenn sie um eines äußeren Zweckes willen sich anbahnen, sondern im Gegenteil, ich bin aufs tiefste davon überzeugt, daß das beste Zusammensein, das einem überhaupt beschieden sein kann, seine Erfüllung in sich trägt und nicht etwa in einem rationalen Endziel, das ihm gesteckt wäre. Aber es ist ein wesentlicher Unterschied, ob solche in sich erfüllten Beziehungen sich an Momenten entfalten, die über die Beschränktheit des Einzelnen hinausgreifen, an einer Sache, die ihren eigenen Ernst hat, oder ob sie um ihrer selbst willen angekurbelt werden. Durch den Geselligkeitsbetrieb, das gewitzigte Anbahnen von Beziehungen, die Organisation von Kollektiven wird die Isoliertheit des modernen Menschen nur zum Schein überwunden. Das echte Miteinander wird vielleicht eher sich herausbilden, wenn man sich zusammen um Einsicht, um Erfahrung des Schönen, um politische Fragen bemüht, als wenn man etwa, wie es die Kardinalssünde der Jugendbewegung war, aus der Existenzform der Jugend etwas Losgelöstes und um seiner selbst willen zu Suchendes macht. Wenn die Jugend, wie die Phrase es will, nach ihren Lebensformen suchen muß, so ist das ungefähr so, wie wenn in der Kunst sich das betätigt, was man den Stilwillen nennt: es bezeugt nur, daß das Gesuchte nicht da ist, und mit dem Willen läßt es sich gewiß nicht beschwören. Wo die Gemeinsamkeit mehr ist als die Tautologie, daß es eben eine Gemeinsamkeit ist, wird sich die Form schon auskristallisieren. Wir können die Instrumente bereitstellen und vor Irrwegen zu bewahren suchen.

Das erfordert schon sehr viel Überlegung, Takt und Energie. Wie schwer es ist, mag Sie das Festspiel lehren, das unsere Studenten verwegen für die Feier auswählten. Wir selbst hätten den Anspruch, daß das Studentenhaus der Johann Wolfgang Goethe-Universität mit einem Goethe-Stück beginnen müsse, vielleicht mit unseren Warnungen beschwichtigt. Aber als Sie, Herr Bundespräsident, uns alle damit stolz und glücklich machten, daß Sie zu kommen versprochen, war kein Halten mehr. Es fand sich der Regisseur, und er stand zum Epimenides. Wie auch das Wagnis ausgeht, die Geduld und Hingabe aller Beteiligten, die Überwindung der unzähligen Schwierigkeiten, zum Beispiel der Proben auf der gestern vollendeten Bühne und während Examens- und Grippezeit, die mangelnden Instrumente, die neue, schwer spielbare Musik, sind mir ein gutes Omen für die Art von Bünden, die in diesem Haus entstehen können. Das Leben hier wird eine Schule sein, die bittere und schöne Schule des Zusammenwirkens in Freiheit trotz widerstreitender persönlicher Interessen. Es bildet die Gegenbewegung zu der traurigen Maxime, die im Stück der Dämon der Unterdrückung, aus den vom Genius des Kriegs verursachten Ruinen hervortretend, verkündet: „So sei die Welt denn einsam!“ Jene Maxime, die schon die Weisheit des Tyrannen in der Politik des Aristoteles war, die Abwehr und Erschwerung von allem, was gegenseitiges Vertrauen und Beschwingtheit mit sich bringt . . . den Gebrauch von allen Mitteln, um jeden dem anderen zum Fremden zu machen, und auf die dann bei Goethe später die allegorische Figur der Hoffnung antwortet:

„Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig,
Ja, übers Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,
So müssen sie noch meinen Namen stammeln.“

So werden Sie dem ersten Schritt studentischer Aktivität hier zusehen, dem symbolischen Spiel, in dem Krieg und Unterdrückung durch die skrupellose List der Staatsmänner unterstützt, die Welt ins Elend brachten, und der Seher die Nacht des Jammers überschleift. Die Nacht, in der die Geister von Glaube, Liebe und Hoffnung, von Genien unterstützt, denen, die die Freiheit wollten, den Rücken stärkten. Und die Studenten bitten um Ihr Wohlwollen bei diesem Auftakt.